

Erinnerung in Konkurrenz?

Gedenken und Narrative unter deutschen, postsowjetischen und israelischen Juden in der Berliner Republik

Zu den großen Überraschungen des ausgehenden 20. Jahrhunderts gehörte die Stabilisierung jüdischen Gemeinschaftslebens im seit 1990 wiedervereinigten Deutschland. Ein kaum mehr für möglich gehaltenes Wachstum von jüdischen Gemeinden, aber auch von informell agierenden jüdischen Netzwerken kam durch den Zuzug von zumeist russischsprachigen jüdischen Emigrant*innen aus der zerfallenden Sowjetunion und ihren Nachfolgestaaten zustande – Menschen verschiedensten Alters, bereit, in der »Berliner Republik« ihr Leben nochmals völlig neu zu gestalten. Aus meist komplexen Gründen gaben sie Deutschland als Zielland¹ den Vorzug gegenüber Israel und den USA. Nachdem sich die erste Verwunderung gelegt hatte, wurde klar, dass die Neuzuwander*innen aus Moskau, Riga, Kyjiw, Odessa, Minsk, Dnipro und vielen anderen Orten der einstigen UdSSR ein »neues Rückgrat« für die bis 1989/90 nur schwach aufgestellten und eher unscheinbaren lokalen jüdischen Gemeinden in Deutschland bilden würden. Noch während der 1990er Jahre entwickelten sich neue Dynamiken – nach außen durch neue jüdische Kindergärten, Schulen, Jugendzentren und schließlich auch den Bau neuer Synagogen und Gemeindezentren deutlich sichtbar.

Doch trafen nun unter dem Dach der Gemeinden zwei Gruppen aufeinander, die sich nicht nur nach der geografischen Herkunft, sondern auch dem jüdischen Selbstverständnis und dem kulturellen Habitus spürbar unterschieden. Unabhängig vom gemeinsamen Anliegen, eine starke jüdische Gemeinschaft zu pflegen, begannen frühzeitig Diskussionen und Aushandlungsprozesse über das, was den Alltag der Gemeinden künftig ausmachen sollte, die künftige Umgangssprache (Russisch versus Deutsch) oder den Stellenwert von Kunst und Freizeitclubs unter dem gemeinsamen Gemeindedach. Beim Ringen um Deutungshoheiten und Selbstverständnisse traten spezifische kollektive Identitäten der einheimischen Mitglieder – die zunehmend zur Minderheit wurden – und

1 Von 1991 bis 2004 emigrierten Zehntausende Jüdinnen und Juden aus der Sowjetunion und ihren Nachfolgestaaten auf der Basis der sogenannten »Kontingentflüchtlingsregelung« ins wiedervereinigte Deutschland und erhielten hier eine permanente Aufenthaltserlaubnis. Beschlossen wurde die Regelung im Januar 1991 durch die Konferenz der deutschen Innenminister, u. a. aufgrund einer drastischen Zunahme von Antisemitismus in der sich auflösenden Sowjetunion. Ausreichend für die Einreise war der Nachweis der jüdischen Abstammung durch beglaubigte Dokumente oder der Eintrag der jüdischen Nationalität im sowjetischen Inlandspass. Im Zuge des bundesdeutschen Einwanderungsgesetzes von 2005 wurde die Regelung wieder abgeschafft.

der stetig mehr werdenden »Ex-Sowjets« zutage, die teilweise an Konflikte und Spannungen in den jüdischen Gemeinden in Deutschland am Beginn des 20. Jahrhunderts erinnern.

Plötzlich schienen »traditionelle« Unterschiede und Konflikte zwischen beiden Gruppen, die sich bereits knapp hundert Jahre zuvor in den jüdischen Gemeinden zugetragen hatten, neu aufzuleben: Die »Ostjuden«² von einst – nun als »postsowjetische Migranten« mit enormem kulturellem Selbstbewusstsein ausgestattet³ und beruflich wie intellektuell maximal ambitioniert – wurden zur großen Herausforderung für die schon wesentlich länger in Deutschland präsente, ebenfalls kulturell wie intellektuell hochgebildete jüdische Post-Shoah-Gemeinschaft in Deutschland. Konnten und würden diese unterschiedlichen Welten und Mentalitäten zueinanderfinden?

Die deutsch-jüdische Perspektive

Deutsche Jüdinnen und Juden – und teilweise auch Jüdinnen und Juden, die während der Zeit des Kalten Krieges hierher emigriert waren – haben für sich einen Weg gefunden, in genau jenem Land zu wohnen, das für den größten Genozid auf dem »Alten Kontinent« ebenso verantwortlich ist wie für einen essentiellen Bruch in der europäisch-jüdischen Geschichte. Im Allgemeinen sind sie Nachfahren deutscher bzw. europäischer Jüdinnen und Juden, die während der NS-Zeit gezielt diskriminiert, schikaniert und verfolgt wurden, aber der physischen Vernichtung entgingen. Häufig überlebten die Vorfahren nur, weil sie mit Nichtjuden und Nichtjüdinnen verheiratet waren (was in NS-Deutschland lange Zeit einen gewissen Schutz vor der Deportation und direkten Vernichtung bedeuten konnte), weil sie sich mithilfe einheimischer Nichtjuden und Nichtjüdinnen in den Untergrund retten und dort bis Kriegsende ausharren konnten oder weil sie die Konzentrations- und Vernichtungslager überstanden und am Kriegsende dort die kaum noch zu erwartende Befreiung erlebten.⁴ Im Vor-

2 Der jüdische Publizist Nathan Birnbaum (1864-1937) prägte die Begriffe »Ostjuden« und »Westjuden« um die Wende zum 20. Jahrhundert und machte dabei unterschiedliche soziale wie kulturelle Profile deutlich, die sich im europäischen Judentum jener Zeit nicht zuletzt durch unterschiedliche geografische, sozial und politische Umstände ergeben hatten. (Vgl. Ezra Mendelsohn: *The Jews of East Central Europe Between the World Wars*. Bloomington 1983; Philipp Mettauert/Barbara Staudinger, »Ostjuden« – Geschichte und Mythos, Wien 2015). In den etablierten jüdischen Gemeinden in Deutschland gab es aus komplexen Gründen Vorbehalte gegenüber den damaligen Zuwanderern aus Osteuropa. Von nichtjüdischer Seite wurde der Begriff »Ostjude« später auch gezielt für antisemitische Polemik missbraucht.

3 Vgl. Olaf Glöckner, *Die Kultur als Lebenselixier*, Berlin 2004.

4 Gleichwohl finden sich auch bei den deutschen Jüdinnen und Juden (Familien-)Geschichten, in denen Großeltern bzw. Urgroßeltern aktiv Widerstand gegen das NS-Regime geleistet haben, etwa in linksorientierten Untergrundbewegungen in Zentral-europa oder auch in Partisanenbewegungen.

dergrund ihrer Erinnerung(en) an die Jahre der NS-Diktatur steht eine extrem brutale Verfolgung durch die Nationalsozialisten, die im direkten Vernichtungs-antisemitismus der Shoah kulminierte und schließlich eine verheerende Zäsur für Jüdinnen und Juden in ganz Europa bedeutete. Im Kontrast hierzu steht ein relativ früher Neubeginn organisierten jüdischen Lebens in verschiedensten deutschen Städten noch bei bzw. kurz nach Kriegsende.⁵ Jüdinnen und Juden, die nach 1945 im »Land der Dichter und Denker, Richter und Henker«⁶ wieder Wurzeln schlugen, justierten gleichwohl ihr Verhältnis zur nichtjüdischen deutschen Mehrheitsgesellschaft neu und entwickelten häufig ein verändertes Selbstverständnis. Nicht wenige der Überlebenden und Zurückgekehrten verlegten ihr Judentum ausschließlich in den privaten Raum. Andere wiederum fühlten sich nicht nur einer spezifischen Kultur des Gedenkens an die von den Nazis ermordeten Vorfahren verpflichtet, sondern auch in der Pflicht, bei antisemitischen Vorfällen und Tendenzen – wie auch bei sonstigen gruppenfeindlichen Entwicklungen – in der ersten zivilgesellschaftlichen Reihe zu agieren.⁷ Für wiederum andere wurden Bildung und Aufklärung im öffentlichen Raum bedeutsam. Zeitzeugen der Shoah – wie die gebürtige Berlinerin Margot Friedländer⁸ (heute über 100 Jahre alt) – sind bis heute an Schulen und in anderen Bildungsforen unterwegs und erzählen ihr Leben.

Deutsch-jüdische Historiker der zweiten Generation nach der Shoah, wie etwa Julius Schoeps⁹ und Michael Wolffsohn¹⁰, haben in ihre Forschungen und Lehrtätigkeiten ebenfalls viele familiäre Erfahrungen einfließen lassen und dabei über Jahrzehnte hinweg ein bemerkenswert großes deutsches Publikum erreicht. Zumeist kommen die Abkömmlinge der verbliebenen oder zurückgekehrten »Jekkes« allerdings zu dem Schluss, dass sich deutsch-jüdische Kontinuitäten in der Bundesrepublik auf Dauer kaum aufrechterhalten lassen werden. In der Tat

- 5 Schon im Sommer 1945 gründeten sich wieder jüdische Gemeinden in verschiedenen Orten Deutschlands, die zunächst ganz wesentlich aus deutsch-jüdischen Überlebenden bestanden, während später eine große Anzahl an jüdischen »Displaced Persons« aus osteuropäischen Staaten hinzukamen.
- 6 Aphorismus von Erwin Koch in: ders., *Beim Denken abgefallen ... Notizen eines gnadenlosen Federkiels*, 2007 <https://www.aphorismen.de/zitat/140636> (eingesehen am 30. April 2024)
- 7 Beispielhaft erscheint etwa das öffentliche Auftreten von Ignaz Bubis, von 1992 bis 1999 Präsident des Zentralrates der Juden in Deutschland. Bubis fuhr 1992 sofort nach Rostock-Lichtenhagen, als dort ein Wohnheim für vietnamesische Vertragsarbeiter*innen niedergebrannt wurde, ebenso auch im November 1993 nach Mölln, wo infolge eines rechtsextremen Brandanschlages mehrere türkische Bürger*innen den Tod fanden. Der damalige Bundeskanzler Helmut Kohl hatte weder Rostock noch Mölln besucht.
- 8 Margot Friedländer, »Versuche, dein Leben zu machen«: Als Jüdin versteckt in Berlin, Berlin 2008.
- 9 Julius H. Schoeps, *Leiden an Deutschland*, München 1990; ders., *Mein Weg als deutscher Jude*, Zürich 2003; ders., *Vom Selbstverständnis und den Befindlichkeiten deutscher Juden*, Baden-Baden 2023.
- 10 Michael Wolffsohn, *Deutschland, jüdisch Heimatland*, München 2008 (zusammen mit Thomas Brechenmacher); ders., *Wir waren Glückskinder*, München 2021.

ist die übergroße Zahl jener mehr als 300.000 Jüdinnen und Juden, die das nationalsozialistische Deutschland noch rechtzeitig vor der drohenden genozidalen Vernichtung verlassen konnten¹¹, nie mehr in die einstige Heimat zurückgekehrt. Das deutsch-jüdische Kulturerbe ist somit eher in Zielländern der damals bevorzugten oder allgemein noch möglichen Emigration, wie beispielsweise den USA, Israel/Palästina und einigen Ländern Latein- und Südamerikas präsent.¹²

Die seit 1945 nur noch sehr geringe Präsenz von deutschstämmigen Jüdinnen und Juden im Land hat letztendlich auch dazu geführt, dass das reichhaltige kulturelle Erbe der deutschen Jüdinnen und Juden nun vorrangig von nichtjüdischen Expert*innen wie auch ehrenamtlich engagierten Nichtjuden und Nichtjüdinnen weitergepflegt und bewahrt wurde. Ein bemerkenswertes historisches Interesse an der deutsch-jüdischen Geschichte und nicht zuletzt an (Familien-)Biografien entwickelte sich seit den 1970er Jahren aber auch unter Intellektuellen und vor allem im Bereich der Kunst und Bildung (spürbar in manchen Bevölkerungskreisen und Netzwerken in der »alten« Bundesrepublik, teilweise aber auch in interessierten Kreisen in der DDR).

Spätestens in den 1990er Jahren machten es sich nicht wenige Stadtverwaltungen in Deutschland zur Tradition, regelmäßig ehemalige (einst vertriebene oder emigrierte) Bürger der eigenen Stadt wie auch deren Nachfahren einzuladen und gemeinsam einige Zeit miteinander zu verbringen. Auf diese Weise konnten neue transnationale Freundschaften und Verbindungen entstehen. Manche der eingeladenen Holocaustüberlebenden entwickelten durchaus Interesse an den jüngsten Entwicklungen ihrer einstigen Heimatstädte. Manche von ihnen beobachteten die Entwicklungen in den jüdischen Communitys infolge des Zuzuges postsowjetischer Jüdinnen und Juden während der 1990er Jahre. In manchen Fällen entschlossen sich gar deutsch-jüdische Familien, die bereits in der dritten und vierten Generation in Israel, den USA oder Großbritannien lebten, für den Bau oder die Rekonstruktion jüdischer Einrichtungen selbst zu spenden. Einige jüdische Holocaustüberlebende, wie die oben erwähnte Margot Friedländer und die Schriftstellerin Angelika Schrobsdorff, kehrten schließlich im hohen Alter wieder nach Deutschland zurück.¹³

11 Von den rund 500.000 Jüdinnen und Juden, die vor 1933 in Deutschland beheimatet waren, wurden ca. 165.000 von den Nationalsozialisten während des Zweiten Weltkrieges ermordet. Mehr als 300.000 von ihnen gelang die Flucht und Emigration. Rund 60.000 deutsche Jüdinnen und Juden emigrierten nach Palästina (später Israel). Die allerwenigsten der emigrierten Jüdinnen und Juden sahen nach 1945 Gründe oder Anlässe, nach Deutschland zurückzukehren.

12 Vgl. Elke-Vera Kotowski (Hrsg.), *Das Kulturerbe deutschsprachiger Juden*, Berlin/München 2015.

13 Margot Friedländer (geb. 1921) befand sich bis 1944 im Berliner Untergrund und wurde später noch ins Konzentrationslager Theresienstadt deportiert. Mit ihrem Mann, ebenfalls ein Holocaustüberlebender, emigrierte sie 1946 in die USA. Seit 2010 lebt sie wieder in Berlin. Angelika Schrobsdorff (1927-2016) floh mit ihrer jüdischen Mutter und ihrer Halbschwester 1939 von Berlin nach Bulgarien. Nach Kriegsende lebte sie einige Jahre in München, in den 1970er Jahren mit Claude Lanzmann in Paris und ab

Die israelische Perspektive

Eine Rückkehr nach Deutschland galt nach 1945 in der jüdischen Welt über Jahrzehnte hinweg als weitgehend undenkbar – erst recht unter jenen deutschen Jüdinnen und Juden, die sich während der 1930er Jahre nach Palästina retten konnten und anschließend direkt am Aufbau des Staates Israel mitwirkten, gedacht als jüdischer Nationalstaat und sicherer Hafen für künftig verfolgte und bedrohte Jüdinnen und Juden aus aller Welt. Nicht zufällig waren die damaligen israelischen Reisepässe mit dem behördlichen Vermerk versehen: »Gilt für alle Länder der Welt mit Ausnahme Deutschlands.«¹⁴ Eine dezidiert antideutsche Haltung drückte sich in der jüdischen Welt nicht nur in der Weigerung aus, je wieder deutschen Boden zu betreten, sondern auch in der Ablehnung deutscher Exportwaren wie auch deutscher (Nachkriegs-) Kunst und Kultur. Späte Ausläufer dieser Haltung zeigten sich noch während der 1990er Jahre, als sich eine bemerkenswerte Anzahl postsowjetischer Jüdinnen und Juden für das wiedervereinigte Deutschland und nicht für Israel oder das »klassische Einwanderungsland« USA als Emigrationsziel entschieden. Die Entscheidung für Deutschland zu diesem Zeitpunkt wurde nicht nur in jüdischen Medien weltweit, sondern auch von jüdischen Funktionären und nicht zuletzt von israelischen Spitzenpolitiker*innen scharf kritisiert. Erst seit dem Beginn des neuen Millenniums zeichnete sich auch in Teilen der israelischen Gesellschaft eine entspanntere Haltung gegenüber dem sich stabilisierenden und – infolge postsowjetischen Zuzuges – zeitweise stark wachsenden jüdischen Gemeinschaftsleben in Deutschland ab. Umfragen – u. a. der Bertelsmann Stiftung – belegen, dass insbesondere jüngere Israelis gegenüber dem heutigen Deutschland viel Sympathie empfinden, das Land häufig bereisen und sich auch vorstellen können, zumindest zeitweise in der Bundesrepublik zu leben.¹⁵ Offensichtlich wirkt hier der Generationswechsel: Jüngere Israelis stehen Deutschland und den Deutschen deutlich flexibler und aufgeschlossener gegenüber als noch ihre Eltern und erst recht ihre Großeltern. Die nationalsozialistische Vernichtungspolitik gegenüber den europäischen Jüdinnen und Juden und der Holocaust werden dabei weder verdrängt noch relativiert, aber andere Schlüsse für das Hier und Jetzt gezogen.

Seit dem Beginn des neuen Millenniums haben vorrangig jüngere Israelis in größerer Zahl Deutschland zu ihrem bevorzugten Lebensort gemacht. Die Migrationsforscher*innen Dani Kranz, Uzi Rebhun und Heinz Sünker

den frühen 1980er Jahren in Jerusalem. 2006 kehrte sie nach Berlin zurück, wo sie bis zu ihrem Tod lebte.

14 Avi Primor, »...mit Ausnahme Deutschlands«, Berlin 1997, S. 49.

15 Vgl. hierzu: Jenny Hestermann/Roby Nathanson/Stephan Stetter (Hrsg.), Deutschland und Israel heute: Zwischen Verbundenheit und Entfremdung – Eine empirische Studie der Bertelsmann Stiftung, September 2022, <https://www.bertelsmann-stiftung.de/de/publikationen/publikation/did/deutschland-und-israel-heute-zwischen-verbundenheit-und-entfremdung> (eingesehen am 5.3.2024)

schätzen, dass mittlerweile rund 20.000 Israelis in Deutschland leben, davon sechzig Prozent in Berlin.¹⁶ Sie sind damit Teil einer weitaus größeren, globalen »israelischen Diaspora«¹⁷, welche mehrere Hunderttausend Menschen zählt. Insofern kommt für die jüdische Bevölkerung in Deutschland mit den israelischen Immigrant*innen eine neue, aller Voraussicht nach beständige Teilgruppe hinzu, die Aufnahmeländer wie die USA, Frankreich und Großbritannien schon seit Jahrzehnten kennen. Dennoch kommt der israelischen Community in Deutschland eine besondere Bedeutung zu, da sich in der Gruppe der Zuzügler auch Enkel*innen und Urenkel*innen der einstigen »Jekkes« befinden, die von der Machtübertragung an die Nationalsozialisten 1933 und deren Konsequenzen überrascht wurden und eine Emigration antraten, die sie sich vorher nie hätten ausmalen können.

Nach Jahrzehnten einer (wenn auch eher freundlichen) Distanz lassen sich nun Abkömmlinge der deutschen Jüdinnen und Juden von einst möglicherweise darauf ein, an die Geschichte ihrer Vorfahren, insbesondere in großen Städten wie Berlin, Frankfurt am Main oder München, anzuknüpfen. Für manche von ihnen kann sich der (längere) Aufenthalt in deutschen Städten auch zu einer tiefergehenden Spurensuche »vor Ort« entwickeln. Manche der jungen Israelis verstehen sich auch ganz explizit als »Heimkehrer« nach Deutschland, in extremen Fällen haben sie von der deutschen Hauptstadt regelrecht idealisierte Vorstellungen.¹⁸

Ob die jungen Israelis aber tatsächlich an die Narrative ihrer deutsch-jüdischen Vorfahren direkt anknüpfen (wollen), scheint noch fraglich. Zwischen ihnen und der seinerzeit letzten Generation von in Deutschland ansässigen Jüdinnen und Juden liegen mehrere Generationen. Ihre Vorfahren lebten ab 1948 in einem jüdischen Staat, für den die nationale Selbstbehauptung nach innen wie nach außen eine Unverzichtbarkeit darstellte. Dass der Staat Israel seit seiner Gründung um seine Existenz und sein Überleben zu kämpfen hatte, nur weil es sich um einen jüdischen Staat handelt, haben die jüdischen Israelis aller Altersgruppen und auch unterschiedlichster Herkunft tief verinnerlicht. Ihnen ist der 14. Mai 1948 als Gründungs- und Unabhängigkeitstag Israels (Jom haAtzma'ut) ebenso ans Herz gewachsen wie der vorausgehende Jom haZikaron, ein Gedenktag, der den gefallenen israelischen Soldaten in verschiedensten Kriegen gewidmet ist.¹⁹ Eine weitere Woche vorher begeht Israel Jom haShoah.

16 Vgl. Uzi Rebhun/Dani Kranz/Heinz Sünker (Hrsg.), *A Double Burden: Israeli Jews in Contemporary Germany*, New York 2022.

17 Steven J. Gold, *The Israeli Diaspora*, London 2002.

18 Zachary Johnston, *Aliyah Le Berlin*, Berlin/Boston 2015, S. 152-164.

19 Jom haZikaron, der »Tag der Erinnerung«, geht dem Unabhängigkeitstag stets um einige Tage voraus. Jom haZikaron ehrt die Veteranen und gefallenen Militärangehörigen der Israelischen Armee, die im modernen Nahostkonflikt gestorben sind, sowie die gefallenen Verteidiger*innen des Jischuv von 1860 bis 1948. An diesem Tag wird auch der Zivilisten gedacht, die dem palästinensischen Terrorismus zum Opfer gefallen sind.

An diesem Tag wird nicht nur der Opfer des Holocaust, sondern auch der jüdischen Untergrundkämpfer gegen die Nationalsozialisten und ihrer Verbündeten gedacht. Der zentrale Ort für die Gedenkfeierlichkeiten an diesem Tag ist die Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem.

In ihrer Verbindung miteinander verdeutlichen die drei erwähnten Gedenktage, dass der jüdische Staat nach den Erfahrungen der Shoah als nationaler Schutzraum für alle Jüdinnen und Juden auf der Welt unerlässlich ist und bleibt, er selbst wiederum nur durch eigenen Befreiungskampf und militärische Stärke entstehen und sich langfristig behaupten konnte. Israels Entwicklung und die zu bewältigenden Konflikte und Kriege während der ersten Jahrzehnte scheinen diese Sichtweise nachdrücklich zu stützen: Armeen aus sechs verschiedenen arabischen Nachbarstaaten hatten das Land schon wenige Stunden nach der Staatsgründung am 14. Mai 1948 attackiert. Im dadurch ausbrechenden Unabhängigkeitskrieg kämpften im Land geborene Jüdinnen und Juden (»Sabres«) und zionistische Einwander*innen mit unterschiedlichstem biografischem, politischem und religiösem Hintergrund wie selbstverständlich Schulter an Schulter. Neben den Geflüchteten aus NS-Deutschland waren z. B. auch vormals sowjetisch-jüdische Partisanen involviert, welche nur wenige Jahre zuvor erfolgreich gegen NS-Truppenverbände in Osteuropa gekämpft hatten – unter ihnen der berühmte »Ghetto-Fighter« Abba Kovner. Den Bestand ihres jungen Staates über die erste, kritische Kriegsphase hinaus mussten sich die Israelis allerdings mit einem hohen Blutzoll erkaufen. Mehr als 6000 israelische Soldaten verloren im Unabhängigkeitskrieg ihr Leben. Es sind die Helden der ersten Stunden, Tage und Wochen, die das Land nicht vergessen wird. Auch in nachfolgenden Kriegen hatte der jüdische Staat schmerzliche Opfer zu beklagen.

Über die Gründungsgeschichte und Gründungsmythen des Staates Israel wird unter Historiker*innen heute viel diskutiert und gerungen. In Israel selbst werden aber nur die wenigsten Menschen stellen, dass David Ben-Gurion und seine Mitstreiter das Ziel der Staatsgründung niemals erreicht hätten, wären sie für den Tag der nationalen Unabhängigkeit »nur« diplomatisch vorbereitet gewesen – nicht aber militärisch. Ebenso war allen Israelis klar, dass ihr Land nur dann eine Zukunft haben würde, wenn es jedwede Bedrohungen von außen souverän abzuwehren verstünde. Gerade im Unabhängigkeitskrieg 1948/49, im Sechs-Tage-Krieg und im Jom-Kippur-Krieg war militärische Stärke und Geschlossenheit die einzige Lebensversicherung.

Die allgemeine jüdische Geschichtsschreibung ab den 1940er Jahren kennt eine Reihe von Lebensgeschichten, in denen sich der entschlossene Kampf gegen das nationalsozialistische Deutschland nur wenige Jahre später mit dem Kampf um einen jüdischen Nationalstaat – und dessen Überleben – direkt verbunden hat. Hier treffen wir auf einstige Sowjetsoldaten und -partisanen, die es geschafft hatten, nach dem Kriegsende 1945 nach Palästina/Israel zu gelangen und dort ab den späten 1940er Jahren ihre Kampferfahrung an vorderster Front für die neue jüdische Heimat einzusetzen. Prominentestes Beispiel ist der bereits

erwähnte Wilnaer Ghettokämpfer, Partisan, israelische Kriegsheld und Lyriker Abba Kovner.²⁰

Eine starke gleichzeitige jüdische Identifikation mit dem Sowjetstaat ließ sich für viele Israelis nach der Staatsgründung 1948 allerdings nur noch für kurze Zeit aufrechterhalten. Im Bewusstsein vieler Israelis – und der jüdischen Welt insgesamt – hat sich rasch eingepreßt, dass es nicht zuletzt die Supermacht Sowjetunion war, die ab den frühen 1950er Jahren arabische Frontstaaten in der Region massiv mit gefährlichen Waffen ausrüstete und von da an bis zum Ende des Kalten Krieges zumindest indirekt auch für den Tod israelischer Soldat*innen wie Zivilist*innen mit verantwortlich zeichnete.²¹ Auch den (post-)sowjetischen Jüdinnen und Juden blieb dieses Wissen langfristig nicht verborgen. Doch insbesondere in der ersten Generation der Einwander*innen nach Deutschland, zu der nicht wenige Veteran*innen des Zweiten Weltkrieges gehörten, sollte dies das grundsätzlich positive Bild vom eigenen Herkunftsstaat nicht zwangsläufig ruinieren.

Die postsowjetisch-jüdische Perspektive

Als Basis für eine jährliche gemeinsame Erinnerung könnte der 27. Januar dienen, der 2005 von den Vereinten Nationen im Zuge des 60. Jahrestages der Befreiung von Auschwitz zum Holocaust-Gedenktag erklärt wurde. Auschwitz wurde von sowjetischen Truppen befreit, was für die aus der UdSSR (und den Nachfolgestaaten) nach Deutschland gekommenen Jüdinnen und Juden einen besonderen Symbolwert ausmacht. Den ohnehin zu Unrecht von der Philosophin Hannah Arendt und einigen anderen jüdischen Intellektuellen nach Kriegsende erhobenen Vorwurf, Juden seien – mit Ausnahme der »ganz Jungen« – nicht fähig gewesen zu dem »Entschluss, nicht einfach wie eine Herde zur Schlachtbank zu gehen«²², müssen sich (post-)sowjetische Jüdinnen und Juden am allerwenigsten antun. Umgekehrt bleibt auch für sie die Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges mit vielen Traumata verbunden, und dies keineswegs nur wegen der hohen Verluste an Menschenleben. Allein in der Roten Armee kämpften in diesem Krieg rund 500.000 jüdische Soldat*innen. 200.000 von ihnen fielen im Kampf oder starben in deutscher Gefangenschaft. Mehr als 160.000 jüdische Offiziere und Soldat*innen wurden ausgezeichnet und über 150 erhielten sogar den Titel »Held der Sowjetunion« – die höchst-

20 Dina Porat, *The Fall of a Sparrow: The Life and Times of Abba Kovner*, Stanford 2010.

21 Vgl. hierzu auch: Jeffrey Herf, *Unerklärte Kriege gegen Israel: Die DDR und die westdeutsche radikale Linke, 1967-1989*, Göttingen 2019.

22 Hannah Arendt, *Eichmann in Jerusalem: Ein Bericht von der Banalität des Bösen*, München 2011, S. 8. Zitiert nach: Sara Berger, *Jüdischer Widerstand in den Vernichtungslagern der »Aktion Reinhardt«: Bedingungen, Formen und Relevanz*, in: Julius H. Schoeps/Dieter Bingen/Gideon Botsch (Hrsg.), *Jüdischer Widerstand in Europa (1933-1945)*, Berlin/New York 2016, S. 70-86, hier S. 70f.

mögliche Form der Auszeichnung der Roten Armee. Tausende Jüdinnen und Juden kämpften außerdem in Partisaneneinheiten und halfen, die Kampfkraft der deutschen Truppen im Hinterland systematisch zu schwächen.

Gleichwohl wird davon ausgegangen, dass über die militärischen Leistungen jüdischer Soldat*innen in der Roten Armee während des Zweiten Weltkrieges später nur zurückhaltend berichtet wurde und es sogar Bestrebungen gab, die Zahl militärischer Auszeichnungen an Jüdinnen und Juden eher gering zu halten. Hierfür kommen zwei wesentliche Gründe infrage, die ihrerseits wieder miteinander verwoben sind. Zum einen war der Antisemitismus in der Roten Armee stärker präsent und verbreitet als lange Zeit angenommen. Zum anderen hatte Stalin ein starkes Interesse daran, jegliche nationalen Besonderheiten – etwa in Bezug auf militärische Tapferkeit – vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg maximal zu unterdrücken.²³ Erst nach der Öffnung der Archive seit dem Ende der Sowjetunion machte es eine unabhängige zeithistorische Forschung möglich, ein realistisches Bild vom Kampf sowjetisch-jüdischer Soldat*innen und Partisan*innen während des Großen Vaterländischen Krieges, aber auch von ihrer Behandlung durch Armee und Staat zu entwerfen. Dieses Bild fällt zumindest in Teilen wenig schmeichelhaft aus: Der ethno-kulturellen Minderheit, die durch den Überfall NS-Deutschlands auf die Sowjetunion und den zeitgleich beginnenden Holocaust in doppelter Weise zum Kampf gezwungen und auch hoch motiviert für den Schutz der Heimat und den Überlebenskampf des eigenen Volkes eingetreten war, wurde und wird nur wenig Empathie und Respekt für ihre militärischen Leistungen – die das Klischee vom schwachen und feigen Juden ad absurdum führten – entgegengebracht.²⁴ Das gilt auch für den Kampf der jüdischen Partisan*innen, von denen die Einheit der Bielski-Brüder in den weißrussischen Naliboki-Wäldern, die auch zahlreiche jüdische Zivilist*innen aufnahm und sie bis zur Rückeroberung des Gebietes im Sommer 1944 betreute und schützte, nur eines der besonders beeindruckenden Beispiele jüdischer Standhaftigkeit und militärischer Stärke darstellt.²⁵

In der Bundesrepublik Deutschland sind die postsowjetischen jüdischen Immigrant*innen zumindest während der 1990er Jahre in eine Gesellschaft gekommen, in der die kritische Auseinandersetzung mit der NS-Diktatur und den europaweiten deutschen Verbrechen während des Zweiten Weltkrieges in gewisser Weise gerade ihrem Höhepunkt entgegenstrebte.²⁶ Hier wurde ihnen die

23 Vgl. hierzu auch: Matthias Messmer, *Sowjetischer und postkommunistischer Antisemitismus*, Konstanz 1997, S. 60–61.

24 Vgl. Zvi Gitelman, *Why they fought: What Soviet Jewish Soldiers saw and how it is remembered*. An NCEEER Working Paper, 21. September 2011. https://www.ucis.pitt.edu/nceeer/2011_824-03g_Gitelman.pdf (eingesehen am 30.4.2024).

25 Nechama Tec, *Ich wollte retten: Die unglaubliche Geschichte der Bielski-Partisanen*, Berlin 2002.

26 1994 kam Steven Spielbergs Film »Schindlers Liste« in die deutschen Kinos, 6 Millionen Besucher werden ihn schließlich sehen. Ein Jahr danach erfolgt die internationale Ausschreibung für ein großes Holocaust-Mahnmal in Berlin. Im Frühjahr 1995 wird

Dimension der nationalsozialistischen Verbrechen noch einmal in besonderer Weise klar, aber auch, dass sie Teil jener Staaten und Armeen waren, die Hitlerdeutschland aktiv in die Knie gezwungen hatten. In bestimmter Weise erfahren sie im wiedervereinigten Deutschland endlich die gesamtgesellschaftliche Wertschätzung für jenen heroischen jüdischen Kampf gegen die Nationalsozialisten, die ihnen in der UdSSR teilweise verwehrt blieb. So ist es nachvollziehbar, dass ihnen im Kalender der historischen Erinnerungen der 8. bzw. 9. Mai besonders wichtig ist, jener Tag der Kapitulation Hitlerdeutschlands im Frühjahr 1945, um gerade auch an die Hunderttausende Jüdinnen und Juden in der Roten Armee zu erinnern, die im direkten Kampf gegen das NS-Regime ihr Leben riskierten – und oft auch verloren. Mit dem kollektiven Narrativ der Hitler-Besieger*innen stehen sie innerhalb der jüdischen Bevölkerung in Deutschland allerdings relativ allein da. Hier wird neben der Erinnerung an die Befreiung von Auschwitz (27. Januar 1945) vor allem auch der Zerstörung fast aller Synagogen in Deutschland am 9. November 1938 gedacht. Ein Konsens zwischen »deutschen« und postsowjetischen Jüdinnen und Juden über gemeinsame Erinnerungsinhalte im Zweiten Weltkrieg bleibt damit schwierig, zumal einheimische Jüdinnen und Juden national orientierte sowjetische Siegesfeiern unter dem Dach der Gemeinde als eher deplatziert betrachten.²⁷

Zusätzliche Irritationen entstehen bei heutigen starken Identifikationen mit der Roten Armee, wenn bedacht wird, dass dieselbe Armee während des Zweiten Weltkrieges ebenfalls schwere Kriegsverbrechen beging, insbesondere am polnischen Volk, und dies bis 1941 sogar in gemeinsamer Täterschaft mit der deutschen Wehrmacht. Später erwies sich die Rote Armee im Kalten Krieg als willfähiges wie grausames Instrument zur Niederschlagung von Volksaufständen u. a. in Ostberlin (1953), Budapest (1956) und Prag (1968).

Die jüngeren Generationen innerhalb der postsowjetischen jüdischen Community in Deutschland sind mit den historischen Narrativen ihrer Eltern und Großeltern vertraut – schließlich hat es in der Sowjetunion kaum eine Familie gegeben, die während des Großen Vaterländischen Krieges nicht auch Angehörige verloren hätte. Dennoch werfen nachfolgende Generationen einen deutlich differenzierteren Blick auf die Rote Armee und sehen neben deren Verdiensten bei der Befreiung (Ost-)Europas von der deutschen Besatzung auch ihre Schattenseiten und Verbrechen.

auch die erste große Wehrmachtsausstellung unter dem Titel »Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944« in Hamburg eröffnet und danach in mehr als 30 Städten Deutschlands und Österreichs gezeigt.

²⁷ Vgl. hierzu auch: Karen Körber/Andreas Gotzmann, Lebenswirklichkeiten: Russischsprachige Juden in der deutschen Einwanderungsgesellschaft, Göttingen 2022, S. 73 ff.

Postsowjetische Zerrissenheit nach dem 24. Februar 2022

In den postsowjetisch-jüdischen Netzwerken und Communitys ist der Umgang mit der eigenen Geschichte infolge des verbrecherischen Gesamtangriffes der russischen Armee auf die Ukraine am 24. Februar 2022 noch einmal deutlich komplizierter geworden. Während Wladimir Putin und die Moskauer Autokratie das Narrativ eines seinerzeit gerechten Befreiungskrieges der UdSSR gegen das nationalsozialistische Deutschland jetzt in perfidester Weise missbrauchen und Wolodymyr Selenskyj und den ukrainischen Staat als faschistisches Gebilde diskreditieren, sieht die Ukraine Moskau nun selbst in einer quasi protofaschistischen Täterrolle. In vielen jüdischen Gemeinden in Deutschland, wo sich zahlreiche Mitglieder sowohl mit ukrainischem wie auch mit russischem Hintergrund finden, wird sich sichtlich bemüht, »Politik« und Krieg, soweit es nur irgend geht, »vor der Tür zu lassen« – eine Strategie, die zumindest in den ersten beiden Kriegsjahren teilweise aufgegangen zu sein scheint. Gleichzeitig verzichten viele jüdische Gemeinden nun aber im Schatten der russischen Invasion auch darauf, am 8./9. Mai Sieges- und Gedenkfeiern für die Rote Armee zu veranstalten. Tatsächlich stellt sich damit die Frage, wer sich das Erbe des einstigen heldenhaften Kampfes gegen Hitlerdeutschland längerfristig noch aneignen kann und wer nicht.

Das russische Regime möchte die Welt gern glauben machen, mit seiner »militärischen Spezialoperation« in der Ukraine würden die eigenen Truppen erneut eine historische Mission erfüllen und im Nachbarland alte und neue Nazis besiegen. Dabei sind es die russischen Truppen selbst, die auch unter Jüdinnen und Juden in der Ukraine für Tod, Zerstörung, für Flucht und Vertreibung sorgen. Allein im ersten Jahr nach Beginn der russischen Offensive hatten rund 25.000 Menschen, die unter das israelische Rückkehrgesetz fallen, die Ukraine verlassen. Etwa 15.000 von ihnen zogen nach Israel, viele andere aber auch nach Europa.²⁸

Andere wollen oder können ihren angestammten Wohnsitz in der Ukraine nicht verlassen, was sich jederzeit zu einer tödlichen Falle entwickeln kann. Für weltweites Entsetzen sorgen besonders solche Fälle, in denen einstige ukrainische Holocaustüberlebende nun im hohen Alter durch russische Bombenangriffe getötet werden, so geschehen mit Boris Romantschenko (96), der in jungen Jahren vier Konzentrationslager der Nationalsozialisten überlebte, im März 2022 aber schließlich durch einen russischen Angriff auf Charkiw getötet wurde.²⁹ Romantschenkos Tod illustrierte die Absurdität der Putin'schen Propaganda, die Ukraine »entnazifizieren« zu wollen.

28 Vgl. Michael Gold, Im Krieg, in: Jüdische Allgemeine Online, 23. Februar 2023 <https://www.juedische-allgemeine.de/politik/im-krieg/> (eingesehen am 10.3.2024).

29 Andrea Spalinger: »Hitler überlebt, von Putin ermordet«: Ein 96-jähriger KZ-Überlebender wird bei einem Bombenangriff in Charkiw getötet, in: Neuer Zürcher Zeitung

Festzuhalten bleibt für die Ukraine, dass sich hier bereits während der Maidan-Bewegung im Winter 2013/14 zahlreiche (junge) Jüdinnen und Juden in erster Reihe für Demokratie, Freiheit und Unabhängigkeit engagierten. Laut Josef Zissels, Vorsitzender der jüdischen Dachorganisation »Vaad« in der Ukraine, kämpfte auf dem Euromaidan im Kyjiwer Zentrum während der entscheidenden Monate sogar eine eigene »jüdische Abteilung« und nach der erfolgreichen Maidan-Revolution übernahmen viele jüdische Aktivist*innen verantwortliche Aufgaben und Positionen in Armee, Wirtschaft und Politik.³⁰

Aus diesem Blickwinkel wird verständlich, weshalb sich Jüdinnen und Juden in der Ukraine heute mehr denn je mit ihrem Land verbunden fühlen und den russischen Vernichtungskrieg gegen die Ukraine auch als Angriff auf ihre eigene Identität verstehen.

Narrative als gemeinsame Angebote

Bisher ist die Zahl jüdischer Menschen, die die Ukraine verlassen und sich (vor-erst) in Deutschland niedergelassen haben, noch vergleichsweise gering. Viele der lokalen jüdischen Gemeinden in Deutschland haben sich allerdings in die Reihe derjenigen Einrichtungen gestellt, die dezidierte Hilfe für Ukrainer*innen im Land anbieten – völlig unabhängig davon, ob die Hilfesuchenden jüdischer Abstammung sind oder nicht. Sie tun dies aus einem humanitären Grundverständnis heraus, aber natürlich kann dies auch als eine politische Stellungnahme verstanden werden.

Es bleibt abzuwarten, inwiefern jüdische Kriegsflüchtlinge aus der Ukraine nun nicht nur auf längere Sicht in Deutschland bleiben, sondern sich auch den lokalen jüdischen Gemeinden anschließen und dort aktiv werden wollen. In die Gemeinden können sie gleichwohl ein zusätzliches Narrativ einbringen – und zwar das von Ukrainer*innen, deren Land zum wiederholten Mal zum Opfer eines quasi profaschistischen Nachbarn zu werden droht, und gegen den, so wie einst gegen NS-Deutschland, in geschlossener Weise alle kollektiven wie individuellen Ressourcen mobilisiert werden müssen.

Doch so stark auch die Solidarität der jüdischen Gemeinden mit Glaubensbrüdern und -schwestern aus plötzlich militärisch attackierten Staaten – wie der Ukraine seit dem 24. Februar 2022 und seit dem 7. Oktober 2023 auch Israel – ausfallen mag: Weiter bestehende unterschiedliche Weltansichten und historische Narrative schließen die jeweiligen Solidarisierungen nicht aus. Eine Kernfrage bleibt: Entwickelt sich in Bezug auf eigene historische Erfahrungen und daraus ableitbare Identitäten mehr an Gemeinsamkeit, Distanz oder sogar

online, 22. März 2022 <https://www.nzz.ch/international/holocaust-ueberlebender-im-ukraine-krieg-getoetet-ld.1675882> (eingesehen am 6.3.2024).

³⁰ Gespräch des Autors mit dem Präsidenten des Vaad in der Ukraine, Josef Zissels, in Czernowitz, September 2016.

Trennendem? (Post-)sowjetische jüdische Kriegsveteranen wollen als Kämpfer wahrgenommen werden, die aktiv an der Herbeiführung von Hitlers Niederlage beteiligt waren. Deutsche Jüdinnen und Juden verweisen – zu Recht – darauf, dass es dieselben sowjetischen Offiziere und Soldat*innen sein konnten, die an einem Tag Konzentrations- und Vernichtungslager befreiten, am anderen aber repressiv gegen Zivilist*innen vorgingen oder auch jüdische Menschen in KGB-Gefängnisse und Lager verschleppten.³¹

Jüdische Israelis in Deutschland könnten eine Brücke herstellen zwischen deutsch-jüdischen Erinnerungen im Exil bzw. in der deutsch-jüdischen Diaspora und den Narrativen der heutigen israelischen Diaspora in Europa. Voraussetzung wäre allerdings, dass sie an einer Verzahnung mit der etablierten jüdischen Gemeinschaft im Land interessiert sind.

Deutsche Jüdinnen und Juden, deren Vorfahren die Shoah entweder im Untergrund oder durch eine »privilegierte Mischehe« überlebten bzw. die nach 1945 aus dem Exil zurückkehrten, befinden sich im theoretischen Vorteil, an das kulturell-religiöse Erbe ihrer Vorfahren »vor Ort« anzuknüpfen und es bewahren zu können. Von Seiten der anderen Gruppen können sie allerdings auch weiterhin dem Vorwurf ausgesetzt sein, ihre Großeltern bzw. Urgroßeltern hätten sich nicht zum aktiven Widerstand gegen Hitler durchgerungen.

Einmal abgesehen davon, dass derartige Vorwürfe im Kontext der NS-Diktatur und des Zweiten Weltkrieges nicht weiterhelfen, scheint eine der wenigen Möglichkeiten, sich in Bezug auf Narrative und Erinnerungen direkt anzunähern, der Rückgriff auf vormalige Alltagswelten und -erfahrungen zu sein. Durchlebte Flucht- und Migrationserfahrungen – egal aus welchen Ländern und zu welchen Zeiten – können Menschen ebenso verbinden wie die Rekonstruktion transnationaler jüdischer Biografien und die Rückbesinnung auf europäische Wurzeln und Werte. Auf dem »Alten Kontinent« konnte jüdisches Gemeinschaftsleben – trotz Hitler und Shoah – nie im Ganzen zerstört werden und seit Tausenden Jahren hat es sich immer wieder erholt.

Ihr Verhältnis zu Israel scheinen die europäischen Jüdinnen und Juden immer wieder neu justieren zu müssen und möglicherweise ist hier der Wunsch nach Dialog auf Augenhöhe das treibende Element. Im Hinblick auf die barbarischen Massaker der Hamas an israelischen Zivilisten am 7. Oktober 2023 unweit des Gazastreifens, wo mehr als 1000 Frauen, Männer und Kinder grausam zu Tode gequält wurden, könnte sich möglicherweise ein neues, gemeinsames Narrativ

31 So verhaftete etwa die sowjetische Geheimpolizei MGB im März 1948 den Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde Berlins, Erich Nehlhans, wegen angeblicher antisowjetischer Agitation und Unterstützung der Desertion von sowjetischen Soldaten jüdischen Glaubens. Im August 1948 verurteilte ihn ein sowjetisches Militärtribunal zu 25 Jahren Arbeitslager. Im Oktober 1948 wurde er in die Sowjetunion überstellt, wo er zunächst im Gefängnis Brest inhaftiert war. Infolge einer schweren Hepatitis-Erkrankung starb Nehlhans im Februar 1950 im Sonderlager DubrawLag in Mordwinien. Siehe auch: Gedenktafeln in Berlin: Erich Nehlhans. <https://www.gedenktafeln-in-berlin.de/gedenktafeln/detail/erich-nehlhans/2607> (eingesehen am 10.3.2024)

der Verwundbarkeit wie auch Geschlossenheit entwickeln. Der 7. Oktober 2023 wie auch der global wachsende Antisemitismus im Kontext des nachfolgenden Gaza-Krieges lassen, wie sich abzeichnet, Jüdinnen und Juden weltweit näher zusammenrücken.